

2.6 Kommentar: Teilhabe ermöglichen – in Reichweite bleiben

2.6.1 Die kirchliche Religionskultur der Gegenwart

Längst sind die Zeiten vorbei, in denen die Mitgliedschaft in der Kirche qua Herkunft selbstverständlich vorgegeben ist. Auch die Art und Weise, wie sie gelebt wird, versteht sich nicht mehr von selbst, Kirchenmitgliedschaft ist nicht mehr ohne weiteres institutionell bestimmt. Zugleich ist Kirchlichkeit aber auch nicht einfach und womöglich gar nicht in erster Linie eine Sache individueller Religiosität oder sich persönlich artikulierender Überzeugung. Wie sich die Einzelnen zur Kirche halten, gründet nicht nur in subjektiven Entscheidungen. Kirchenmitgliedschaft ist vielmehr eingebettet in soziale Praktiken und Beziehungen, insbesondere in familiäre Bindungen. Sie manifestiert sich – etwa im Blick auf das, wofür Kirche steht – in Vorstellungen, die man mit anderen teilt, wenn auch in abgestufter Weise und gruppenspezifischer Ausprägung.

Es ist das besondere Anliegen der V. KMU, zwischen institutionellen Vorgaben einerseits und subjektiver Entscheidung andererseits die sozialen »Lebensformen« des zeitgenössischen Christentums genauer in den Blick zu bekommen. Sie bilden »Ensembles sozialer Praktiken, »eingelebter« Verhaltensweisen und normativer Orientierungen« (Martin Laube »Religion als Praxis«, in diesem Band S. 46) – so kann man beispielsweise fragen: Mit wem und aus welchem Anlass geht man zum Gottesdienst? Wie prägen soziale Interaktionen im Feld von Kirche und Religion Vorstellungen von Kirche und Erwartungen an sie? Was wird als Kirche vor Ort wahrgenommen und wie wird sie lebensweltlich zugänglich?

Nun ist gar nicht leicht auszumachen, wie sich die Zugehörigkeit zum kirchlichen Christentum heute als Lebensform fassen lässt. Dies hängt mit zwei Grundzügen der gegenwärtigen Religionskultur zusammen: Zum einen werden Religion und Kirchlichkeit hierzulande weithin in Gestalt eines diskreten Christentums gelebt, innerhalb dessen sich die Subjekte religiös kaum oder doch nur zurückhaltend exponieren. Die mehrheitlich distanzierte Kirchlichkeit braucht und praktiziert Mindestabstände zu ihren eben nur gelegentlich religiös-intensivierten Formen. Sie zeigt sich und ihre Religiosität meist verdeckt. Zum anderen ist die Grenzziehung nicht trennscharf zwischen denjenigen, die sich beteiligen, die dazugehören oder die außen vor bleiben. So unterscheiden sich etwa die Erwartungen an die Kirche oder die Einstellungen zur christlichen Religion eher graduell als positionell. Man kann die diakonischen Ak-

tivitäten der Kirche schätzen, weil man mit ihr hochverbunden ist oder obwohl man mit ihr gar nichts zu tun hat.

2.6.2 »Engagement und Indifferenz« – von der Problematik griffiger Leitbegriffe

Die Vorab-Veröffentlichung erster Befunde der V.KMU unter dem Titel »Engagement und Indifferenz« (EKD [Hg.] 2014) war der Versuch, diese Schwierigkeiten, gegenwärtige Kirchlichkeit wahrzunehmen, gleichsam im semantischen Handstreich zu lösen. Liest man die Gegenüberstellung eher schlicht, dann polarisiert sie den Befund nach dem Muster von »Sekt oder Selters«, ganz oder gar nicht: draußen zunehmend religiöse Indifferenz, drinnen ein wachsender Kern engagierter Kirchenverbundener. Das publizitätserregende Gegeneinander der beiden Kennzeichnungen ist keineswegs ohne Anhalt in den Ergebnissen. Auf der einen Seite geht ein Engagement im gemeindlichen Zusammenhang mit einer deutlich stärkeren Kirchenverbundenheit einher und mit höheren Graden selbsteingeschätzter Religiosität und religiöser Kommunikation. Wer mittut, ist intensiver dabei und identifiziert sich stärker (oder auch umgekehrt, dies ist nicht ohne weiteres ersichtlich; vermutlich verstärken sich auch beide Momente wechselseitig). Der Zusammenhang ist nicht überraschend, aber man hat ihn festzuhalten, gerade weil das Segment der kirchlich Engagierten erfreulicherweise größer geworden ist. Auf der anderen Seite ist zu beobachten, dass außerhalb wie z. T. auch innerhalb der Kirche der Anteil von Menschen wächst, die religiös desinteressiert sind oder von ihrer Erziehung her keinen Zugang zur Religion haben. Auch dieser Befund trifft sich mit Erfahrungen: Es gibt zunehmend Menschen, denen Religion und Kirche von Hause aus fremd sind, ohne dass sie die Empfindung haben, es würde ihnen etwas fehlen. Offenbar entsteht der Sinn für Religiöses nicht naturwüchsig, sondern sozial und personal vermittelt.

Aus zwei Gründen jedoch war der Titel unglücklich gewählt; er droht, in die Irre zu führen: Erstens vereinseitigt er mit den zwei Leitbegriffen die Befunde an beiden Enden der Skala. Auf der einen Seite wird »Engagement« unter der Hand mit entschieden praktizierter Frömmigkeit und Glaubensstärke assoziiert. An dieser Stelle muss man aufpassen, Christsein nicht doch wieder normativ mit kirchengemeindlichem Engagement kurzzuschließen. Auf der anderen Seite ist »Indifferenz« eher eine Statthalter-Kategorie, die in einer Blackbox sehr Unterschiedliches sammelt. Es macht einen feinen Unterschied, ob ich im Blick auf die Artikulation von Glaubensdingen »unbestimmt« erscheine oder mir kirchliche Aktivitäten »gleichgültig« sind. Dies gilt es, praktisch-theologisch genauer auszuloten, bevor man es schlüssig etikettiert. Zweitens steht die Polarisierungsthese in der Gefahr, das mittlere Feld gelebter Kirchlichkeit analytisch zum Verschwinden zu bringen. In diesem Feld bewegen sich

jedoch weiterhin nahezu zwei Drittel der Kirchenmitglieder, die in differenzierter, selektiver und anlassbezogener Weise Kirchlichkeit leben. Sozialpsychologisch gesehen legt das Gegensatzpaar den traditionellen Topos vom »Verlust der Mitte« auf, der politisch, gesellschaftlich und kirchlich geläufig ist: Zwischen den Extremen von rechts und links, von oben und unten, von engagiert und indifferent, werde – nach dieser Lesart – die bürgerliche Mitte, die soziale Mittelschicht oder eine Volkskirchlichkeit mittlerer Distanzen mehr und mehr aufgegeben. Man mag und muss vielleicht auch diese Debatte führen. Fatal aber wäre es, wenn damit die nach wie vor von einer Mehrheit der Evangelischen praktizierten Formen von Kirchlichkeit nun wieder kirchensoziologisch delegitimiert und ein Gutteil gelebter Christlichkeit ausgeblendet würden. Vor diesem Hintergrund scheint es mir tunlich und hilfreich, dass der vorliegende Auswertungsband nun den weniger spektakulären Titel »Vernetzte Vielfalt« trägt. Er gibt zu erkennen, dass die Zugangsweisen zur Kirche plural sind und je unterschiedliche soziale Bezüge aufweisen.

2.6.3 Gottesdienstliche Praxis und Kirche vor Ort – praktisch-theologische Orientierungspunkte

Um die soziale Praxis der Kirchenmitgliedschaft genauer zu bestimmen, konzentrieren sich die Beiträge des Kapitels auf zwei Aspekte, die in den vergangenen Jahren besondere Aufmerksamkeit gefunden und zu kontroversen Diskussionen geführt haben: den Stellenwert des Gottesdienstes und die Bedeutung der Ortsgemeinde.

2.6.3.1 Der Stellenwert des Gottesdienstes

Angeichts der hohen Bedeutung, die dem Sonntagsgottesdienst traditionell zugeschrieben wird, sind und bleiben die Zählstatistiken des sonntäglichen Kirchgangs eine veritable Kränkung des kirchlichen Selbstverständnisses und eine praktisch-theologische Herausforderung. Vor dem Hintergrund einer kirchlichen Logik des gottesdienstlichen Wochenrhythmus weisen die nüchternen Zahlen den Sonntag-für-Sonntag-Gottesdienstbesuch als eine sehr begrenzte Praxis von einer Minderheit aus, die sukzessive kleiner geworden ist. Nun wissen wir, dass im Zuge der Moderne der Gottesdienst, dessen Besuch ehemals als »Sitte« praktiziert und dann als »Konvention« sozial verankert gewesen ist, heute tendenziell als eine »Veranstaltung« wahrgenommen wird. An ihr nimmt man dann und wann teil, das heißt gelegentlich, in Auswahl oder zu gegebenem Anlass. In der liturgischen Praxis zeigt sich paradigmatisch eine »Kasualisierung« des kirchlichen Lebens. Zumindest mit dem engen Blick auf den regelmäßigen Sonntagsgottesdienst fällt es deshalb schwer, ihn wie ehemals als »Zentrum kirchlichen Lebens« oder als »Mitte der Gemeindegemeinschaft« auszumachen. So

haben sich in den vergangenen Jahrzehnten divergierende, durchaus in sich konsistente Muster gottesdienstlicher Teilnahme etabliert – man denke an die Festtags- und Kasualkirchgängerinnen und deren praktisch-theologische Rehabilitierung.

In der aktuellen Studie scheinen mir darüber hinaus vier Aspekte bemerkenswert:

- Erstens bildet sich die Vervielfältigung des gottesdienstlichen Spielplans, die seit annähernd fünfzig Jahren stattfindet, auch im liturgischen Bewusstsein der Kirchenmitglieder ab. Sie nehmen sich selbst als Gottesdienstbesucher im Ensemble unterschiedlicher gottesdienstlicher Formate und Gelegenheiten wahr.
- Zweitens ist das Verständnis des Gottesdienstes und sind die Erwartungen an ihn erstaunlich klassisch-evangelisch geprägt: Es geht um eine gute Predigt, um die lebensweltliche Relevanz und darum, dass der Gottesdienst erbaulich ist. Hinzu kommen, gerade bei Gelegenheitsreligiösen, eher traditionelle Momente des Kirchenraumes oder einer Kirchenmusik mit Anmutungsqualität. Man muss den Befund nicht gegen manch unterhaltsame Formate neuer Gottesdienstgestaltung in Anschlag bringen. Aber aus Sicht vieler Kirchenmitglieder ist der Gottesdienst weniger ein Reformprojekt, in dem er neu erfunden werden müsste; er bedarf in seinen geprägten Formen sorgsamer Pflege.
- Drittens werden, wenn auch zunächst in Ansätzen, soziale Bezüge und Motive erkennbar, die in die Teilnahme am Gottesdienst hineinverwoben sind und sie veranlassen. Welche Bedeutung hat es, mit anderen zusammen zur Kirche zu gehen? Welche motivationalen Muster sind wirksam, wenn es einen familiär-lebensweltlichen oder einen individuell-religiösen Zugang zum Gottesdienst gibt? Man wird sicher noch genauer zu erkunden haben, ob eine solche typologische Differenzierung praktisch-theologisch belastbar ist. Man kann aber bereits erkennen: Gottesdienstliche als soziale Praxis zu begreifen, löst sich von der Vorstellung, der Gottesdienst sei eine Versammlung einzelner, gleichsam autarker Subjekte, die erst im und durch den Gottesdienst in »Gemeinschaft« treten. Damit relativiert sich auch die angesonnene Gemeinschaftlichkeit des Gottesdienstes, die als Bedürfnis und Erwartung der Teilnehmenden – so zeigen die Voten – nur in vergleichsweise geringem Maße vorhanden ist. Es sind offenbar eher die mitgebrachten und lebensweltlich virulenten sozialen Beziehungen, die in das gottesdienstliche Geschehen eingehen und es unterfüttern. Dies wird am familiären Kontext gottesdienstlicher Praxis am deutlichsten sichtbar, man denke an Familiengottesdienste, Heiligabend oder Kasualien.
- Viertens schließlich zeigen die Daten eine erhebliche Diskrepanz zwischen den Selbstaussagen zur eigenen gottesdienstlichen Praxis und dem statistisch gezählten Kirchgang. Das Phänomen ist nicht neu, aber in seiner signifikant gestiegenen Größenordnung bemerkenswert. Plausibel kann die »gefühlte Beteiligung« als symbolische Zustimmung zur evangelischen Gestalt der Kirche interpretiert werden

(vgl. Hermelink, Koll und Hallwaß »Liturgische Praxis zwischen Teilhabe und Teilnahme«, in diesem Band S. 97 ff.). Die Akzeptanz, die sich darin ausdrückt, unterstreicht die Bedeutung religiös-ritueller Praxis für die Wahrnehmung von Kirche. Zugleich bedeutet es, dass die Teilhabe am Gottesdienst weit über die Teilnahme an ihm hinausreicht. Dass der religiöse Resonanzraum liturgischer Praxis nicht auf den Kreis derjenigen beschränkt ist, die sich versammeln, ist von alters her geläufig; selbstverständlich wird beim Vaterunser die Glocke geläutet, damit auch diejenigen mitbeten können, die außen vor sind. Teilhabe meint der Befragung zufolge aber noch etwas anderes, sie ist nicht ein Mithandeln, sondern ein Beteiligtsein. Wie lässt es sich verstehen und einordnen?

In der gegenwärtigen kulturellen Praxis der Optionsgesellschaft begegnet in sehr unterschiedlichen Kontexten das Phänomen des »gelebten Konjunktivs« (Timo Heimerdinger). Es gibt eine Teilhabe im Modus des »ich könnte«, die für das Selbstgefühl von wesentlicher Bedeutung ist, ohne dass diese (regelmäßig) realisiert werden muss. So mag es für die Eine wichtig sein, dass das Theater für sie äußerlich und innerlich in lebensweltlicher Reichweite ist, für den Anderen hingegen, dass er, wann immer es nötig wäre, den alten Freund als Vertrauten erreichen kann. Beides kann durchaus essentiell zur Identität und zur lebensweltlichen Wirklichkeit gehören, auch und gerade weil es über weite Strecken Möglichkeit bleibt. Nun ist allerdings der Modus des Konjunktivs für die Praktische Theologie eine Problemstellung und für kirchliches Handeln eine Zumutung: Wie könnte man gottesdienstliche Praxis in Reichweite halten und zugänglich gestalten auch für evangelische Christinnen und Christen, die in der Regel nicht kommen, ohne zu dementieren, dass das gottesdienstliche Geschehen selbst auf Präsenz beruht? Und: Braucht es und gibt es – insbesondere im Blick auf den Sonntagsgottesdienst – eine evangelische Theologie der »Stellvertretung«? Kann etwas substantiell Wichtiges für mich im Gottesdienst geschehen, ohne dass ich zugegen bin, mir dieser aber gegenwärtig ist?

2.6.3.2 Die Bedeutung der Ortsgemeinde

Nicht nur im Rahmen von Strukturdebatten wird die Frage nach dem Stellenwert der Ortsgemeinde seit geraumer Zeit kontrovers beantwortet. Im Erbe der traditionellen Parochie hat sich die moderne Sozialform der örtlichen Kirchengemeinde ausgebildet, die wohnweltlich bestimmt ist, idealtypisch den pastoralen Radius eines Pfarramtes umspannt und in der sich vereinskirchliche Gruppen und Kreise ansiedeln. Mit dem Ausbau anderer gemeindlicher Orte und Gestaltungen sowie der kirchlichen Dienste in unterschiedlichen institutionellen und gesellschaftlichen Feldern in den vergangenen Jahrzehnten ist die Organisation des Kirchlichen pluraler geworden; durch Regionalisierungen und kooperative Arrangements haben sich die Gewichte verschoben. Innerkirchlich ist die Auseinandersetzung um das Pro und Kontra

der Ortsgemeinde heftig geführt worden – die Einen haben gerne mit Verve deren »Milieuverengung« kritisiert, für die Anderen gilt sie als »Heimstatt« des christlichen Glaubens. Mittlerweile hat sich der Pulverdampf des Disputs etwas verzogen. Die territoriale Kirchengemeinde ist die dominierende Sozialgestalt des kirchlichen Christentums geblieben, aber sie verändert sich, gewollt und ungewollt. Es ist ein Anliegen und ein Verdienst der V. KMU, die ortsgemeindliche Kirche (wieder) stärker in den Fokus praktisch-theologischer Aufmerksamkeit zu rücken und differenzierter nachzuzeichnen, wie sie von Seiten der Kirchenmitglieder wahrgenommen wird. Ein markanter Befund ist: Es gibt kaum eine Kirchenbindung ohne eine Verbundenheit mit der Kirche vor Ort. An der örtlichen Gemeinde wird das kirchliche Christentum ansichtig und erkennbar. Die Einsicht nüchtert manche Reformüberlegungen aus, die auf eine Kirchlichkeit setzen, welche sich jenseits ihrer kirchengemeindlichen Gestaltung und unabhängig von ihr etablieren sollte.

Das kirchliche Christentum beruht hierzulande bis auf weiteres auf einer Präsenz der Kirche vor Ort. Im Gegenzug gilt aber zugleich festzuhalten: Das, was als örtliche Gemeinde in den Blick kommt und woran sich die Verbundenheit festmacht, sind kaum deren vereinskirchliche Formen und Aktivitäten, wie es die meisten Gemeindeaufbaukonzeptionen unterstellen. Kirche vor Ort erscheint nur in einem sehr begrenzten Maße als Betätigungsfeld für eigenes gemeindliches Engagement. Öffentlich präsent ist Kirche und vorrangig wahrgenommen wird sie durch die Kirchengebäude als symbolische Orte, die Pfarrpersonen als Gesicht der Kirche, durch biographisch anschlussfähige gottesdienstliche Ereignisse und diakonische Aufgaben der Kirche im Gemeinwesen. Für die meisten evangelischen Christinnen und Christen ist die Kirchengemeinde keine gemeinschaftliche Heimat, sondern ein partikulares Moment ihrer Lebenswelt, das bedeutsam dazugehört und dem man sich verbunden fühlen kann, ohne zum Mittun verpflichtet zu werden. Es ist keine geringe Aufgabe, mit dem Ensemble der Kirche vor Ort kirchengemeindepfleglich so umzugehen, dass deren Bindungskräfte weiterhin über den Binnenkreis hinauswirken können.

2.6.4 In Reichweite bleiben – Teilhabe ermöglichen

Eine kurze Schlussnotiz: Die hier selektiv herangezogenen Befunde der V. KMU lassen sich m. E. kaum zu einem neuerlichen Reformprogramm der Kirche ummünzen. Als »soziale Praxis« ist Mitgliedschaft durch kirchliches Handeln nur im begrenzten Maße organisierbar, aber in ihr liegen die lebensweltlichen Anschlussstellen gelebter Kirchlichkeit. Wo kirchliche Praxis über Gebühr gemeinschaftlich verdichtet wird, drohen Schließungsprozesse. Vermutlich wird sich Kirchenmitgliedschaft quantitativ nicht auf dem gegenwärtigen Niveau stabil halten lassen. Zumindest ist es eine Mär, dass Kirche aus eigener Kraft gegen den Trend wachsen könnte. Worum es aber ge-

hen könnte: Kirche vor Ort und gottesdienstlich so zu gestalten, dass sie nicht enger, sondern weiter wird, für Menschen an entscheidenden Stellen ihres Lebens in Reichweite bleibt und ihnen ermöglicht, je auf ihre Art teilzuhaben an dem, wofür Kirche steht. Das ist nicht wenig.